

*Meine Mutter rauscht herein, wirft ihren Mantel nebst einem Blumenstrauß auf einen Stuhl und reißt Lucy aus ihrem Bettchen.*

*»So, meine Kleine, jetzt hast du mich also zur Großmutter gemacht. So schnell wird man eine alte Frau! Nun ja, unsere Enkel werden uns rächen, nicht wahr?«*

*Sie lacht bitter auf und legt das brüllende Neugeborene zurück. Prüfend sieht sie mich an, küsst mich flüchtig auf die Stirn.*

*»Klappt's mit dem Stillen? Du musst unbedingt stillen, das ist wichtig für das Kind. Ich habe dich über ein Jahr gestillt, weißt du das eigentlich?«*

*Ich nicke stumm.*

*»Dein Vater lässt dich grüßen, er hat einen wichtigen Termin. Er kommt morgen vorbei, wenn sein Zeitplan es erlaubt.«*

*Sie sieht sich im Zimmer um. »Nettes Krankenhaus, wie ist das Essen? Du musst ordentlich essen und viel trinken, damit du genug Milch hast.«*

*Ich bin sprachlos. Warum ist sie so kalt, so geschäftsmäßig? Kein mütterliches »Wie geht's dir, mein Anna-Kind?«, keine Frage nach dem Verlauf der Geburt. Sie straft mich dafür, dass ich mit der Entscheidung für das Kind meinen eigenen Weg gegangen bin und ihre hochfahrenden Pläne durchkreuzt habe.*

*Die Stimmung zwischen meinen Eltern und mir ist seit der Hochzeit mehr als kühl, und ich wünsche mir nichts sehnlicher als eine Versöhnung. Ich hatte mir vorgestellt, die Geburt eines Kindes würde alles auslöschen, wir würden uns weinend in die Arme fallen und alles vergessen, was an Groll zwischen uns war. Stattdessen lässt mein Vater sich entschuldigen, und meine Mutter verhält sich, als hätte ich eine Blinddarmpoperation hinter mir, keine Geburt.*

*Nachdem sie gegangen ist, weine ich den restlichen Nachmittag, und am Abend zeigen sich die ersten Symptome der Urtikaria, die mich seither regelmäßig befällt. Manchmal reicht es sogar, dass nur die Rede von meiner Mutter ist, und der Ausschlag bricht aus.*

Ich beschloss, die Symptome zu ignorieren. Ich bemühte mich um liebevolle, positive Gedanken. Morgen war Weihnachten, ich hatte eine Familie, mit der ich feiern konnte, und zu dieser Familie gehörte auch meine Mutter. Andere wären froh, wenn sie noch eine Mutter hätten. Oder sie häufiger sehen könnten. Ich war siebenunddreißig, ich war längst selbst Mutter – wenn Lucy genauso dämlich war wie ich, würde ich bald Großmutter werden –, warum nur fühlte ich mich Queen Mum gegenüber immer wie ein kleines Mädchen, das heimlich die Zuckerdose leer gefressen hatte und aufs elterliche Donnerwetter wartete?

Das Komische war, dass alle anderen Leute Queen Mum klasse fanden. Wie oft hatte ich erlebt, dass Freunde sie kennenlernten und ganz begeistert meinten: »Du hast aber eine sympathische Mutter! So temperamentvoll und aktiv! Ich wünschte, meine Mutter wäre auch so und würde nicht nur zu Hause rumsitzen und jammern.«

Auch meine Kinder fuhren total auf ihre Großmutter ab.

»Die ist viel ausgeflippter als du!«, fand Lucy, und Jonas war hingerissen von ihr, weil sie mal vier Stunden hintereinander Memory mit ihm gespielt hatte. Nicht mal Friedrich war besonders genervt von ihr, er nahm sie einfach nicht ernst.

Ich konnte niemandem erklären, was mein Problem mit ihr war. Dass ich mich erdrückt fühlte in ihrer Gegenwart. Dass ich das Gefühl hatte zu schrumpfen, klein und mickrig zu werden. Dass ich ständig den Zwang spürte, mich vor ihr zu rechtfertigen, und gleichzeitig Lust hatte, sie zu provozieren. Vielleicht hatte ich, weil ich selbst so früh Mutter geworden war, versäumt, mich von meiner Mutter abzunabeln. So war ich die ewige Tochter mit dem ewig schlechten Gewissen geblieben.

Besonders schlimm war es, seit mein Vater tot war. Es war vier Jahre her, er war einfach so gestorben, ohne Vorankündigung, ohne Krankheit, ohne Grund. An dem Morgen war er zu einer Baustelle gefahren, weil es Probleme mit irgendwelchen Stahlverstrebungen gegeben hatte. Er hatte mit dem Bauleiter diskutiert, sie hatten Pläne verglichen und Materiallisten studiert. Als der Fehler gefunden war, hatte er sich fröhlich verabschiedet, war in seinen Wagen gestiegen und losgefahren. Immer geradeaus, geradeaus, bis er mit achtzig gegen eine Mauer des Rohbaus geknallt war. Die Obduktion hatte Herzversagen ergeben. Er hatte nicht geraucht, nicht getrunken und war von seiner Frau vollwertig ernährt worden.

Meine Mutter war so unter Schock gewesen, dass sie wochenlang getan hatte, als wäre nichts vorgefallen. Sie hatte weitergelebt, als wäre mein Vater noch da, hatte einfach die Tatsache geleugnet, dass es ihn nicht mehr gab. Eines Tages stürzte sie die Kellertreppe hinunter und brach sich das Bein. Es war ein komplizierter Bruch, und sie lag lange im Krankenhaus. Als sie es verließ, war sie um zehn Jahre gealtert und hatte begriffen, dass sie Witwe war. Mit der gleichen Radikalität, mit der sie vorher für meinen Vater gelebt hatte, lebte sie nun für sich. Sie verkaufte unser Haus, zog in eine Wohnung in der Stadt und tat nur noch, was ihr gefiel. Sie besuchte Vorlesungen an der Uni, belegte Meditationskurse und esoterische Seminare. Obwohl sie so beschäftigt war, behauptete sie, wir würden uns nicht genug um sie kümmern. Einerseits wollte sie ihre Ruhe, andererseits träumte sie von einer Großfamilie.

Ich hatte das Gefühl, im Grunde war sie nie wirklich zufrieden.

»Halloho, fröhliche Weihnachten!«

Ich hörte ihre Stimme durch die geschlossene Haustür.

Was, zum Teufel, machte sie schon um neun Uhr morgens hier? Wir waren alle noch im Schlafanzug, ich hatte mich auf einen geruhsamen Vormittag gefreut, wollte die letzten Geschenke einpacken, mein Weihnachtsmenü vorbereiten, ein paar Anrufe machen. Uns zu dieser unchristlichen Stunde zu überfallen war mal wieder typisch!

»Juchhuu, Omi ist da«, jubelte Jonas und schoss die Treppe hinunter an die Haustür.

»Die traut sich ja was, hier so früh anzurücken«, hörte ich Lucy auf dem Weg ins Badezimmer motzen. Dann fiel die Tür ins Schloss, der Schlüssel drehte sich.

»Verdammt, Lucy, mach auf, ich muss pinkeln!«, fluchte Friedrich.

Seit Lucy sich Morgen für Morgen eine Dreiviertelstunde lang im Bad einschloss, kam es regelmäßig zu Streitereien. Wir schafften es einfach nicht, Ordnung in die Reihenfolge unserer hygienischen Verrichtungen zu bringen.

Im Bademantel sauste Friedrich runter zum Gästeklo und lief schnurstracks Queen Mum in die Arme.

»Morgen, Mummy, tut mir leid, dass ich dich in dem Aufzug begrüße, wir haben wohl verschlafen ...«

»Schon gut, Friedrich, ich habe bereits Männer in Bademänteln gesehen«, scherzte Queen Mum.

»Hast du mir was mitgebracht?«, fragte Jonas mit Hundeblick auf die zahlreichen Tüten und Taschen, die der Taxifahrer gerade auslud.

»Natürlich hab ich dir was mitgebracht, mein Schätzchen«, lächelte meine Mutter und küsste ihn auf die Nase. »Aber bis heute Abend wirst du dich schon gedulden müssen.«

»Iih, nicht küssen«, schrie Jonas und wischte sich mit dem Ärmel übers Gesicht.

Ich war in Windeseile in meine Kleider geschlüpft und ging nun gemessenen Schrittes die Treppe hinunter, um den Eindruck zu erwecken, dass ich schon seit Stunden wach war.

Wie sie da so im Eingang stand, jagte sie mir den vertrauten Schauer ein, eine Mischung aus Zärtlichkeit, Bewunderung, Ablehnung und Furcht. Als Kind hatte ich meine Mutter angebetet.

*Ich sitze auf dem Boden des Badezimmers, ganz versteckt unter dem Waschbecken, und sehe zu, wie sie sich zum Ausgehen fertig macht. Ich sauge die Duftmischung aus Seife, Körpercreme, Puder und Haarspray ein und beobachte, wie sie ihre Wimpern tuscht und ihre Lippen rot bemalt. Sie trägt eine dieser Sechzigerjahre-Betonfrisuren, die aussehen, als wären sie in einem Stück über den Kopf gestülpt, und ich frage mich, wo sie die Frisur hinlegt, wenn sie schlafen geht. Ich verhalte mich mucksmäuschenstill und hoffe, dass sie mich nicht bemerkt. Mein Vater ruft nach ihr. »Edda, bist du so weit?« Sie klappert nervös mit ihren Pfennigabsätzen auf dem Badezimmerboden und ruft zurück: »Ja, ja, ich komme gleich, fahr schon mal den Wagen aus der Garage.« Ich höre das Zuschlagen der Haustür, die Schritte meines Vaters auf dem Gartenweg und wenig später das Starten des Motors. Mit einer abschließenden Bewegung hebt meine Mutter die Betonfrisur im Nacken etwas an und stößt ein befriedigtes »So!« aus.*

*In diesem Moment schieße ich aus meinem Versteck, werfe mich ihr in die Arme, will sie festhalten, einatmen, ein Teil von ihr werden.*

*Ärgerlich stößt sie mich weg. »Lass das, mein Kleid!«*

*Sie beugt sich herab, die roten Lippen küssen an mir vorbei, ich nehme den Duft ihres Parfüms in mich auf, der nur von dem leichten Geruch nach Zigarettenrauch gestört wird. Dann ergebe ich mich in die Einsamkeit.*

*»Sei brav zu Irma«, höre ich sie sagen, und schon ist sie weg.*

*Später, wenn ich Irma mit ihrem Freund knutschend vor dem Fernseher weiß, schleiche ich mich ins Badezimmer, schraube sämtliche Tiegel und Tuben auf und probiere all die duftenden Cremes und Lotionen. Meine Mutter wird Irma verdächtigen, und bald werde ich ein neues Kindermädchen haben. In einer Wolke aus Gerüchen schlafe ich schließlich ein und sehe im Traum meine Mutter, die lachend den Kopf in den Nacken wirft.*

Ich war bei ihr angekommen. Sie war sechzig und sah sehr gut aus, sie war groß und kräftig, hatte üppiges, kaum ergrautes Haar und erstaunlich wenig Falten. Am schönsten hatte ich immer den Schnitt ihrer Augen gefunden, sie waren leicht schräg, die hohen Augenlider gaben ihrem Blick etwas Entrücktes, das allerdings schnell in Kälte umschlagen konnte. Ihre Nase wirkte elegant, ihr Mund, dem man am ehesten die Spuren des Alters ansah, war groß und früher sicher sehr verführerisch gewesen. Zweifellos war sie noch immer eine attraktive Frau mit einer geradezu majestätischen Ausstrahlung.

Nicht umsonst trug sie den Kosenamen Queen Mum. Es war an unserer Hochzeit gewesen, als mein Schwiegervater sich während der Ansprache meiner Mutter zu seiner Frau beugte und geflüstert hatte: »She's acting like Queen Mum, isn't she?«

Das vermeintliche Flüstern war wie ein Donnerhall, mein reizender Schwiegervater war nämlich hochgradig schwerhörig und brüllte, wenn er zu flüstern glaubte. Die gesamte Hochzeitsgesellschaft hatte ihn gehört und verstanden, was er meinte. Von da an hatte Mummy ihren Spitznamen weg, von dem sie nicht sehr erbaut war. »Königinmutter – die sieht doch aus wie eine Brauereibesitzersgattin«, war ihr Kommentar.

Ich küsste sie auf die rechte, dann auf die linke Wange. »Fröhliche Weihnachten, Mummy. Schön, dass du da bist!« Da war er wieder, der Zigarettengeruch.

Sie sah mich an. »Mein Gott, Kind, dein Auge! Das ist ja chronisch geworden, warst du schon beim Arzt?«

Wieder einmal erklärte ich ihr, dass es eine Allergie sei, die sich mal stärker, mal schwächer zeige und immer wieder ganz verschwinde. Und wie jedes Mal stellte sie Vermutungen darüber an, worauf ich wohl allergisch sei, und kam zu dem Schluss, dass es mit meiner Ernährung zu tun haben müsse.

Schon lange hatte sie diesen Ernährungstipp. Als ich ein Kind war, wurde ich mit Hirseküchlein und Grünkernschrot gefüttert; aus dieser Zeit hatte ich eine heftige Abneigung gegen gesundes Essen zurückbehalten. Ich ernährte mich und meine Familie streng nach dem Lustprinzip und hegte eine ausgesprochene Vorliebe für Junkfood aller Art. Nur Hamburger mochte ich nicht, aber sonst liebte ich alles, was fett und

ungesund war. Durchaus möglich, dass daraus mein Übergewicht resultierte, aber die Auflehnung gegen Körnerkost war der einzige Akt der Rebellion, zu dem ich fähig war.

Heute aber war Weihnachten, und Rebellion war nicht angesagt. Ich war wild entschlossen, den Abend zu einem Erfolg zu machen. Freundlich lächelnd nahm ich den Topf mit Dinkel-Mangold-Lasagne in Empfang, den meine Mutter vorbereitet hatte. Die Menge hätte problemlos für eine weitere fünfköpfige Familie gereicht, aber ich würde mir meine Weihnachtsgans nicht nehmen lassen.

Bis zum Nachmittag ging alles gut. Wir plauderten über Mummys jüngsten Kulturtrip in die Ukraine und über die Weihnachtsbräuche der Neuseeländer. Reizthemen wie Ernährung, Kindererziehung oder Esoterik umschifften wir geflissentlich, und ich verkniff mir jeglichen Kommentar zu ihrer Qualmerei. Friedrich ließ seinen geballten Charme spielen, und die Kinder waren vorweihnachtlich brav. Erst beim Christbaumschmücken begannen sie zu streiten.

»Ich will kein Lametta, das ist aus Alu und 'ne totale Umweltsauerei«, schimpfte Lucy.

»Aber ich will Lametta, Lametta ist das Schönste am ganzen Christbaum«, heulte Jonas.

Ich versuchte zu schlichten. »Du hast ja recht, Lucy, aber wo das Lametta doch schon mal da ist ...«

»Immer hältst du zu Jonas, dann schmückt euren Scheißbaum doch alleine!« Lucy stampfte aus dem Zimmer und knallte die Tür zu.

Queen Mum hob eine Augenbraue.

»Sie ist zurzeit ein bisschen schwierig«, entschuldigte ich mich. Warum mussten mir diese Gören immer in den Rücken fallen?

»Hast du's mal mit Chakra-Stimulation probiert?«, erkundigte sich Queen Mum.

»Das Kind hat Energieblockaden, die muss man auflösen. Nur wenn die Energie frei fließt, kann ein Mensch glücklich sein.«

Ich wusste genau, dass ein Konzert der Backstreet Boys eine ungleich höhere therapeutische Wirkung haben und mein Kind im Handumdrehen glücklich machen würde, aber ich verzichtete auf eine Antwort.

»War ich als Teenager eigentlich auch so schrecklich?«, fragte ich.

»Das kann man wohl sagen! Zwischen zwölf und zwanzig hast du alles nur beschissen gefunden, ich glaube, in dieser Zeit hast du kein freundliches Wort zu mir oder deinem Vater gesagt. Na ja, und mit einundzwanzig warst du schwanger.«

Da war sie wieder, die alte Bitterkeit. Warum konnte sie nicht akzeptieren, dass es mein Leben war und dass sie kein Recht hatte, ständig daran herumzukritisieren!

»Wie wär's mit einem Kaffee, Mummy?«, fragte ich betont freundlich.

»Danke, hast du auch Kräutertee?« Ich wühlte in den hintersten Winkeln meines Küchenschanks, bis ich eine verstaubte Tüte Pfefferminztee gefunden hatte.